

Geld und Geist oder Nationalökonomie in der Vehfreude

Autor(en): **Niehans, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **65 (1985)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jürg Niehans

Geld und Geist oder Nationalökonomie in der Vehfreude

Vor knapp einem Jahrhundert beschrieb Alfred Marshall die Nationalökonomie als die Wissenschaft vom Menschen in seinen Alltagsgeschäften. Kein Dichter hat seine Mitmenschen in ihren Alltagsgeschäften schärfer beobachtet als Jeremias Gotthelf. Das Leben in der Vehfreude, auf dem Biswind und im Hühnersädel, wie es von Gotthelf geschildert wird, dreht sich deshalb in hohem Masse um nationalökonomische Grundprobleme. Wo diese Probleme liegen und zu welchen Entwicklungen in der Nationalökonomie sie geführt haben, möchte dieser Aufsatz zu zeigen suchen.

Gotthelfs eigene nationalökonomischen Auffassungen interessieren allerdings höchstens nebenbei; sie verraten kein hohes Mass an volkswirtschaftlicher Einsicht. Im Hinblick auf Eisis Vorsatz, in sechs Wochen das Wirten zu lernen, sagt Gotthelf, je weniger Begriff man von einer Kunst oder Wissenschaft habe, desto geringer schätze man sie (GT 529)¹. Die «Staatswirtschaftslehre» schätzte Gotthelf nicht (GT 599), wahrscheinlich eben deshalb, weil er sie nicht kannte.

Seine tiefe Einsicht bezieht sich vielmehr auf die Menschen in Liebiwyl, Erdöpfelkofen und auf dem Knubel, und ihre alltäglichen Geschäfte. So gebrauche ich denn Gotthelf nicht als einen Führer in die Nationalökonomie, sondern als einen Führer in den bernischen Alltag. Wir wollen nicht hören, was uns Albert Bitzios, sondern was uns Uli der Knecht über Nationalökonomie zu sagen hat.

Homo oeconomicus bernensis

Wer Gotthelf nicht gelesen hat, stellt sich sein Emmental gern als eine Idylle der «heilen Welt» vor. Es ist nichts dergleichen – dafür kannte Gotthelf seine Emmentaler zu gut. In Wahrheit sind die Menschen in der Vehfreude, im Hunghafen und auf der Gnepfi, abgesehen von wenigen strahlenden Gegenbeispielen, nach heutigen Begriffen vielfach roh, lieblos, gefühlkalt, habsüchtig, geschwätzig, streitsüchtig und unredlich. Die Natur liegt zwar im Sonnenglanz, aber viele der Menschen darin machen uns

schaudern. Ihre Welt ist eine unheile Welt, mindestens ebenso sehr wie unsere heutige.

Vor allem steht der Alltag dieser Menschen im Banne des Geldes. Wenn Johannes in Erdöpfelkofen von seiner Schwesterfamilie besucht wird, sind in kurzem alle beim Feilschen, die Buben um einen Küngel, die Frauen um guten Rübensamen (dem die Verkäuferin aber insgeheim schlechten beizumischen gedenkt) und die Männer um ein Kalb (UK 21 f.). Christen, der Bauer von Liebiwyl, muss sich vorhalten lassen, dass er sich durch seine Liebe zu schönen Kühen vom rechtzeitigen Verkauf an den Metzger, also von der richtigen Nutzen/Kosten-Analyse abhalten lasse (GG 14). Er ist zwar einer der Brävsten, aber auch er schätzt die Menschen nach ihrem Besitz und denkt im Wirtshaus: «Hier setzen sich hunderttausend Bernpfund nieder» (GG 32). Uli der Pächter durchläuft die Erziehung zu einem guten Unternehmer, und der Geltstag ist das Gericht über einen schlechten. Der Mensch in Gotthelfs Emmental ist ein wirtschaftendes Wesen, *homo oeconomicus bernensis*.

Wirtschaftliche Überlegungen beherrschen in Liebiwyl nicht nur den engen Bereich der Geschäfte, sondern alle menschlichen und sozialen Beziehungen. Hansli, der Besenbinder von Rychiswyl, prosperiert, weil ihm seine Frau mehrere Kinder als billige Arbeitskräfte schenkt (KZ 114). Der kleine Miasli Gotthelf, von dem sich Albert Bitzius seinen Künstlernamen borgte, wird als Waise an den billigsten Bieter verdingt (BS 74). Vorsätzliche Körperverletzung bei Schlägereien ist für Michel auf dem Knubel eine Freizeitbeschäftigung, die man sich leisten kann, solange der stolze Vater die Schweigegelder zahlt, die von den bettlägerigen Geschädigten durch Mittelsmänner gefordert werden (KE 728 f.). Wenn Michel und Joggeli auf Brautschau gehen (KE), werden Mitgift und Anwartschaft aufs genaueste ausgekundschaftet. Steffens Familie wird es als Nachlässigkeit angekreidet, dass sie nicht die Wirtschaften mit heiratsfähigen Töchtern sorgfältig auf der Landkarte eingezeichnet hat (GT 521). Gewiss sollte *ausser* dem Geld auch Liebe da sein – darin zeigt sich eben der Geist –, aber Liebe *ohne* Geld hat in Liebiwyl einen schweren Stand. Elsi, die seltsame Magd, geht an ihr zugrunde (KE). Beim Tod kreisen die Gedanken um das Eintreiben von Forderungen, das Erben und den Leichenschmaus (GT 505). Staatsämter, Gemeindekassen und Mündelvermögen sind primär Quellen der Bereicherung. Selbst Tugend und Glaube stehen im Dienst des guten Haushaltens; die christliche Ethik dient, um mit Max Weber zu sprechen, dem Geist des Kapitalismus.

Diese unverblümt ökonomische Interpretation sämtlicher Lebensbereiche trifft Gotthelfs Leser heute fast wie ein Schock. Im Zuge steigenden Wohlstands können wir uns eine weniger materialistische Geisteshaltung leisten.

Was Gotthelf als selbstverständlich erschien, empfinden wir als bissige Gesellschaftskritik. Nichtsdestoweniger beherrscht aber auch heute die Knappheit der Mittel im Vergleich zu unseren Bedürfnissen, die materielle Sorge, das Abwägen von Nutzen und Kosten unseren Alltag. Zwar glaubte Keynes unseren Grosskindern die Befreiung von der wirtschaftlichen Sorge verheissen zu können, und Galbraith prägte das Schlagwort von der «Wohlstandsgesellschaft», aber das blieben Journalistenblüten. In Wirklichkeit durchdringt materielles Denken nach wie vor alle Lebensbereiche.

Von dieser Wirklichkeit geht auch die Nationalökonomie aus. Wie der einzelne Mensch auf Veränderungen seiner Umwelt reagiert, wenn er unter den gegebenen Umständen das Bestmögliche herauszuholen sucht, ist ihr grosses Hauptthema. Mit der sogenannten Grenznutzenrevolution im späten 19. Jahrhundert rückte es ins Zentrum der Forschung und wurde seither mit immer grösserer Genauigkeit und in immer feinerer Verästelung untersucht. Wie überall, wo Maxima und Minima eine Rolle spielen, hat sich dabei die Mathematik als sehr hilfreich und fruchtbar erwiesen. In den letzten Jahrzehnten hat sich zudem gezeigt, dass diese Betrachtungsweise auch auf weitere Lebensbereiche, die sonst anderen Gesetzen unterworfen scheinen, neues Licht werfen kann. So erwies es sich als fruchtbar, auch die politische Willensbildung, die Bürokratie, das Recht und die Familienstruktur unter dem Gesichtspunkt des ökonomischen Kalküls zu betrachten, ganz wie Gotthelf dies tut.

Freilich wäre es ein völliges Missverständnis, Gotthelfs Menschen *nur* als wirtschaftliche Wesen zu verstehen. Vielmehr ist ihnen das Geld als die Materie gegeben, die sie mit Geist durchdringen sollen. Ob und wie ihnen das gelingt, macht ihr Schicksal aus. Ebensowenig verschreibt sich die Nationalökonomie einem Menschenbild der Selbstsucht und des Utilitarismus. Vielmehr anerkennt sie neben der wirtschaftlichen viele andere Dimensionen des menschlichen Lebens, von denen jede dem Geist ihre eigenen Probleme aufgibt.

Nachfrage und Angebot

Nachdem bisher vom wirtschaftlichen Sinn der Liebiwyler im allgemeinen die Rede war, soll nunmehr ein Blick darauf geworfen werden, wie sich dieser Sinn auf dem Markt in Nachfrage und Angebot äussert.

Bei Uli, dem Knecht, beginnt das Erwachsenwerden damit, dass er, unter Nachhilfe seines Meisters, sein Budget überarbeitet, damit aus dem knappen Löhnchen mehr herauschaut (UK 38 f.). Er muss wählen zwischen Saufen und Sparen. So sieht auch die Nationalökonomie das elementare Problem im Haushalten mit knappen Mitteln, im Wählen zwischen dem Fünfer und

dem Weggli. Dabei erweist sich die Weisheit der Wahl nicht zuletzt darin, dass sie uns später nicht reut – ein Erfordernis, das Robert Strotz und Tjalling Koopmans theoretisch ausgearbeitet haben.

Jakob, der Handwerksbursche, findet heraus, dass Budgetprobleme, je nach den Preisverhältnissen, verschieden gelöst werden. Im Oberhasli nämlich gilt das Brot, weil teuer, als ein Luxus, und man hält sich an das, was von der Kuh kommt, also Milch, Käse und Fleisch. Im Welschland hingegen, wo das Getreide relativ billig war, hatte er es umgekehrt erlebt (JW 688 f.). Der Nationalökonom sieht die Ursache von Nachfrageunterschieden nicht einfach in angeborenen oder anerzogenen Verschiedenheiten des Geschmacks, sondern vor allem in Unterschieden der Preisverhältnisse.

Die preisbedingten Unterschiede der Konsumgewohnheiten haben weiter zur Folge, dass der Reisende die Lebenskosten im Ausland zu überschätzen pflegt; kommt der Oberhasler an den Genfersee, scheint ihm das Leben teuer, weil er vor allem nach tierischen Produkten fragt, und wenn der Waadtländer ins Oberhasli kommt, scheint es ihm ebenfalls teuer, weil er vor allem Brot kauft. Wenn im Oberhasli das Getreide billiger wird, stimmt der alte Lebenskostenindex plötzlich nicht mehr; es entsteht ein «Indexfehler», wie er in der Schweiz vor vier Jahren festgestellt wurde.

Als Pächter muss Uli zudem erfahren, dass ein fruchtbares Jahr für den Geldertrag weniger gut ist als für den Körnerertrag, da das grosse Angebot auf die Kornpreise drückt (UP 433). Dasselbe erfahren heute die Weinbauern. Die Nationalökonomie fasst dies in die alte Regel, dass die Nachfragekurve fallend verlaufe; je höher das Angebot, desto niedriger der Preis.

Budgetprobleme hatten auch die Bäuerinnen in der Vehfreude. Mit der Gründung der Käserei stieg der Milcherlös, jedenfalls der erhoffte. Damit wurde es an sich rentabler, weniger Milch im eigenen Haushalt zu verbrauchen und zu verarbeiten (KV 362, 437 f.). Gleichzeitig glaubten aber die Frauen, sich angesichts des höheren Einkommens mehr Nidle und Butter leisten zu können. Nobelpreisträger John Hicks zeigte, aufbauend auf dem Sowjetrussen Slutsky, dass in solchen Fällen ein Substitutionseffekt und ein Einkommenseffekt einander zuwiderlaufen. Wenn der zweite überwiegt, kann die Milchlieferung an die Käserei trotz dem günstigen Preis sogar zurückgehen. Die Vehfreudiger suchten dies bekanntlich durch Wässern der Milch zu vermeiden (KV 442).

Immerhin erkannten diese Bäuerinnen, dass selbstverbrauchte Milch, obgleich man der Kuh nichts für sie bezahlen muss, nicht gratis ist, sondern zu jenem Preis zu veranschlagen ist, den man in der Käserei für sie hätte lösen können. Sie verstanden damit das grundlegende Alternativkostenprinzip besser als mancher heutige Buchhalter und Kostenrechner. Eisi auf der Gnepfi hingegen verstand dieses Prinzip nicht, glaubte es doch, Kaffee aus

der Speisekammer koste nichts, da er ja schon da sei; die Strafe für solche Fehler in der Kostenrechnung war der Geltstag (GT 533).

Die Vehfreudiger sahen zudem ein, dass die Ablieferung an Käseimilch leicht fällt, solange es nur um den heimischen Überschuss geht, der sonst verdorben wäre, dass sie aber zunehmend schwerer fällt, je mehr der Eigenverbrauch eingeschränkt und die Produktion ausgedehnt werden muss (KV 398). In der Nationalökonomie heisst diese Einsicht das Prinzip der steigenden Grenzkosten. Es bedeutet, dass ein Steigen des Preises ein allmähliches Steigen der Produktion zur Folge hat und dass hinter einer «Milchschwemme» normalerweise überhöhte Preise stehen.

Steigenden Grenzkosten begegneten die Vehfreudiger auch in anderer Hinsicht. Je grösser die Käserei, um so weiter musste der Milchbub mit der Bränte die Milch hertragen und um so grösser wurden die Transportkosten. Eine leistungsfähige Käserei war damit auf ein Einzugsgebiet von 100–120 Kühen beschränkt (KV 357). Bei Nestlé ist zwar das Einzugsgebiet einer Kondensmilchfabrik dank dem Lastwagen auf rund das Hundertfache gestiegen, aber das gleiche Prinzip begrenzt die Betriebsgrössen auch heute. Wenn man, wie die Vehfreudiger, in einem grossen Markt verkaufen kann, wird das Angebot durch das Ansteigen der Grenzkosten begrenzt.

Für $1\frac{1}{4}$ Pfund Käse brauchte man in der Vehfreude 15 Pfund Milch, und dies war etwa der Tagesertrag einer Kuh. Von 100 Kühen erhielt man somit täglich einen Käse von 125 Pfund (KV 357). Dies waren die technischen Daten. In der heutigen Theorie nennt man sie Produktionskoeffizienten. Wassily Leontief erhielt den Nobelpreis für sein Modell der Gesamtwirtschaft, in dem alle Wirtschaftszweige durch solche Produktionskoeffizienten untereinander verbunden sind, so dass zahlenmässig errechnet werden kann, wie die Wirtschaftsstruktur sich ändert, wenn beispielsweise auf Kosten der Butter die Rüstungsproduktion erweitert werden soll.

Vor allem werden die technischen Daten gebraucht, damit aus jedem Aufwand der grösstmögliche Ertrag herausgeholt werden kann. So war es Uli, der Pächter, gewohnt, die Frühlingsarbeit jeweils sorgfältig zu «programmieren», um die Arbeitskräfte möglichst «effizient» einzusetzen (UK 167 f.). Aus dieser Fragestellung ist das moderne Operations Research herausgewachsen, zu dem Amerikaner wie Koopmans und Russen wie Kantorovich gleicherweise nobelpreiswürdige Beiträge leisteten.

Jakob fand allerdings auf seinen Wanderungen, dass die Meister für das gleiche Stück an jedem Ort eine andere Arbeitsweise verlangten (JW 389). Er sträubte sich dagegen und bewies damit den gleichen Unverstand wie Entwicklungsexperten, die Indien die gleichen Produktionstechniken empfehlen, die in Amerika als fortschrittlich gelten. Später lernte Jakob, dass sich die Produktionstechniken, so wie die Konsumgewohnheiten, variabel

den Marktverhältnissen anpassen müssen. Was in Kansas rückständig ist, kann in Indien fortschrittlich sein.

Gotthelf beschreibt uns die Gründung der Käserei in der Vehfreude als einen kleinen Ausschnitt aus der landwirtschaftlichen Umwälzung, die von der Einführung des Kunstgrases (Klee, Luzerne, Esparsette) ausgelöst wurde (KV 353). In einem grossen interdependenten System ruft in seiner Vorstellung ein technischer Fortschritt über die Veränderung der Preise, der Konsumgewohnheiten und der Produktionsmethoden eine lange Kettenreaktion von Wirkungen hervor. Die Nationalökonomie erfasst diese Vorstellung in Modellen des allgemeinen Gleichgewichts, die vor gut hundert Jahren von Léon Walras, dem grössten Nationalökonom, der je in der Schweiz gelehrt hat, als Erstem ausgearbeitet wurden.

Etwas allerdings war merkwürdig: Je mehr die Käseproduktion zunahm, um so höhere Preise wurden erzielt (KV 363). Gotthelf findet des Rätsels Lösung darin, dass eben auch die Käsehändler fleissiger wurden. Als Nationalökonom zweifle ich an dieser Erklärung. Eher vermute ich, dass der hauptsächlichste Anstoss in Wahrheit nicht so sehr vom steigenden Käseangebot als vielmehr von der steigenden Absatzfähigkeit infolge fallender Transportkosten ausging. Es wird uns denn auch erklärt, dass die Entleerung der Käsespeicher durch den steigenden Absatz zu Preisaufschlägen geführt habe (KV 356), ganz wie sich nach modernen Vorstellungen Nachfrageschwankungen durch Lagerveränderungen auf die Preise übertragen. Aus dem Bemühen, in derartigen Fällen die zugrundeliegenden Ursachen richtig zu identifizieren, ist in den vierziger Jahren die moderne Ökonometrie herausgewachsen. In ihrem Jargon heisst Gotthelfs Frage das «Identifikationsproblem». Um es zu lösen, müssen wir vom Käse offenbar mehr kennen als nur die Preise und die Absatzmengen.

Die Ungewissheit der Zukunft

Miasli, der Held des «Bauernspiegel», erkennt beim Tode seines Änneli, dass unser gegenwärtiges Leben seinen Sinn nur aus dem erhält, was wir uns für die Zukunft erhoffen (BS 207). Die Zukunftshoffnungen aber sind ungewiss, und so stellt sich die Frage, wie wir sinnvoll handeln können, wenn die Folgen ungewiss sind.

Die Milchbauern in der Vehfreude und der Getreidebauer Uli hätten ein sehr viel einfacheres Leben, wenn die Preise, zu denen sie kaufen oder verkaufen können, unveränderlich und bekannt wären. Dass diese Preise in Wirklichkeit so veränderlich und ungewiss sind wie das Wetter, macht das Leben aufregend. Sepp und Bethli im Nägeliboden beschlossen deshalb, nicht alles auf die Karte des Käses zu setzen, sondern einen vielseitigen

Betrieb zu unterhalten (KV 399). Dasselbe Prinzip der Diversifikation befolgte auch Uli, indem er einen Teil seines Kornes sofort verkaufte, wenn auch zu gedrückten Preisen, einen Teil aber als Spekulation auf höhere Zukunftspreise zurückbehielt (UP 463 f.).

Durch diese Spekulation hoffte Uli natürlich einen Profit zu machen, gleichzeitig trug er aber, wie vor ihm Joseph in Ägypten, zur Stabilisierung der Kornpreise bei, denn im fetten Jahr kam nun weniger auf den Markt, was den Preisniedergang milderte, in einem kommenden mageren Jahr dafür um so mehr, was den Preisauftrieb ebenfalls milderte. Dasselbe gilt auf einem modernen Devisenmarkt: Dass die Wechselkurse nicht noch stärker schwanken, verdanken wir vor allem jenen Spekulanten, die denken wie Joseph in Ägypten und Uli der Pächter.

Allerdings soll es unter den Käsehändlern, wie Gotthelf berichtet, auch «Judasse» gegeben haben, die sich zuerst insgeheim billig eindeckten, dann durch demonstratives Höherbieten eine Spekulationswelle auslösten, um schliesslich zu höheren Preisen wieder zu verkaufen (KV 523). In solchen Fällen profitiert der schlauere Spekulant auf Kosten der dümmeren Spekulanten, und die Preise werden erst recht unstabil.

Angesichts solcher Risiken war für Sepp und Bethli eine andere Entdeckung beruhigend. Zwar hätten sie gern Kühe gehabt, die im Frühling kalbten, um dann in der Käsesaison einen grossen Milchertrag zu haben. Sie fanden aber heraus, dass solche «gereiseten» Kühe ein Aufgeld kosteten, das ziemlich genau der Milchertragsdifferenz entsprach, so dass sie auf den Umtausch ihrer Kühe ebensogut verzichten konnten (KV 377, 397 f.). In der Sprache der modernen Finanztheorie war der Viehmarkt offenbar «effizient» in dem Sinne, dass sich spekulative Aktivität im Durchschnitt nicht lohnte. Ähnlich holt der gewöhnliche Zeitungsleser an der Börse durch sorgfältige Auswahl seiner Papiere in der Regel nicht viel mehr heraus, als wenn er aufs Geratewohl angelegt hätte.

Geld, gutes und schlechtes

Zu den Lieblingsfächern der Bauern, so berichtet Gotthelf, gehören aber nicht nur Kühe, Kälber, Pferde und Land, sondern auch das Geld (KV 356). Dies gilt nicht nur für das Geld im übertragenen Sinn von Vermögen, sondern auch im buchstäblichen Sinn von Bargeld, im Sinne der 60 Louisdor, die Hans Joggeli, der Erbvetter, ein unscheinbares Männlein, in einer Schweinsblase auf sich zu tragen pflegte (KE 552).

Der Nationalökonomie hat es noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein Mühe gemacht zu erklären, was den Bedarf an Bargeld bestimmt. Beim Metzger, der die Wette um den dicksten Geldbeutel gegen Hans Joggeli

verlor, ist die Sache allerdings klar: Er musste ja Kälber bezahlen, die er zu kaufen gedachte. Dies ist das sogenannte Transaktionsmotiv der Kassenhaltung. Christen und Änneli in Liebiwyl fanden heraus, dass die eingehenden und ausgehenden Zahlungen nicht immer gut synchronisiert waren, so dass sie ihren Kassenbestand als Puffer brauchten (GG 7). Es liegt deshalb im Wesen der Transaktionskasse, dass sie stark schwankt, von Stunde zu Stunde, Tag zu Tag und Woche zu Woche. Bei den Bäuerinnen in der Vehfreude wurde mit der Käserei das Geld knapp, da vorher das Milch- und Buttergeld tagein, tagaus in kleinen Beträgen einging, das Käsegeld aber nur noch zweimal im Jahr (KV 362). Der Transaktionsbedarf ist also stark von den Zahlungsgewohnheiten abhängig. Er wird zudem um so geringer, je leichter die brachliegende Barschaft zinstragend angelegt werden kann. Die Fortschritte der Elektronik haben deshalb einen Rückgang des Barbedarfs mit sich gebracht, dem auch die Schweizerische Nationalbank in ihrer Geldpolitik Rechnung tragen muss, wenn er sich nicht in Inflation verwandeln soll.

Als Uli über seine Kornspekulation nachdachte, ging es ihm natürlich auch um seine Liquidität: Je mehr Korn er zurückbehielt, um so geringer seine Liquidität. Hier handelt es sich offenbar um ein anderes Motiv der Kassenhaltung, nämlich das Spekulationsmotiv, das Keynes vor 50 Jahren in den Vordergrund rückte. Bei Sepp im Nägeliboden kam dazu noch etwas Drittes. Er sah nämlich, dass er mangels Bargeld günstige Kaufgelegenheiten, die sich unerwartet zeigten, nicht wahrnehmen konnte (KV 394). Peterli hingegen erlebte, dass der Wechsel, den man ihm für seine Kuh gegeben hatte, schon nach ein paar Stunden nur mit Verlust wieder zu Geld gemacht werden konnte (KV 693). Beide erkannten, jeder auf seine Art, ein drittes Motiv der Kassenhaltung, nämlich das Risikomotiv.

Mit diesen Erkenntnissen waren diese Bauern geldtheoretisch schon fast auf der Stufe von Keynes – genau deshalb betrachte ich Keynes nicht als den besten Nationalökonom des 20. Jahrhunderts, wenn er auch der berühmteste war. John Hicks war Keynes jedenfalls voraus, und erst James Tobin erzielte, zwanzig Jahre später, einen wesentlichen Fortschritt, für den auch er den Nobelpreis erhielt.

Zu Gotthelfs Zeit herrschte im Bernerland allerdings ein schrecklicher Geldwirrwarr. Die Vehfreudiger erhielten ihr Käsegeld schliesslich in den schlechtesten Sorten, vor allem koburgischen Sechskreuzern, so dass sie viel Mühe und Ärger mit dem Zählen hatten (KV 728). Ein Geldsystem ist um so besser, je kleiner solche Mühen sind. Das ist der letzte Grund, weshalb feste Wechselkurse an sich die beste Währungsordnung wären, doch funktionieren sie eben nur bei stabilen Preisen. Friedrich Hayek hat vorgeschlagen, man solle die Geldversorgung privaten, gewinnstrebigen Firmen

überlassen. Im Lichte der Erfahrungen, welche die Berner damals mit dem Geldwirrwarr machten, hat Hayek mit diesem Vorschlag seinen Nobelpreis, wie mir scheint, nicht verdient; seine wahren Leistungen müssen anderswo gesucht werden.

Der Währungswirrwarr hatte noch andere Folgen. Bei der konkursamtlichen Schätzung der Wirtschaft in der Gnepfi fand sich ein Säcklein mit offenbar französischen Fünffrankenstücken (GT 650). Wie kamen diese dahin? Der gesetzliche Kurs war $34\frac{1}{2}$ Batzen. In der Gnepfi konnte man aber nicht so gut rechnen, und mit Halben schon gar nicht. So verwendete man denn im Alltag einen Kurs von 35 Batzen. Dies musste natürlich zur Folge haben, dass schlaue Rechner französische Fünffrankenstücke auf der Gnepfi für 35 Batzen in Zahlung gaben, um sie dann in Bern oder anderswo «gesetzlich» zu $34\frac{1}{2}$ Batzen zurückzukaufen. Dahinter steht die jahrhundertealte Wahrheit, dass das schlechte Geld das gute aus dem Umlauf vertreibt. Sie hat vor 11 Jahren zum Zusammenbruch des Goldwährungssystems von Bretton Woods geführt, indem das «schlechte» Papiergeld das «gute» Gold aus dem Währungssystem verdrängte. Die Gegenwartsaufgabe besteht darin, das reine Papiergeld durch die Beseitigung der Inflation so gut zu machen, wie früher das goldverankerte Papiergeld war – oder noch besser. Die Schweizerische Nationalbank hat auf diesem Wege schon einigen Erfolg gehabt, aber leider noch keinen vollen.

Arbeit und Kapital

Bei der mühsamen Erstellung seiner ersten Jahresrechnung ging es Uli, dem Pächter, um die bange Frage, ob ihm nach Bezahlung der Löhne und des Pachtzinses noch ein Unternehmergewinn übrig bleibe (UP 481 f.). Von Arbeitslohn und Kapitalzins soll nunmehr die Rede sein.

Den Vehfreudigern war klar, dass ein besserer Senn einen absatzfähigeren Käse macht und deshalb einen höheren Lohn fordern kann (KV 365). Ähnlich führte der Bodenbauer seinem Knecht Uli vor Augen, dass bei grösserer Arbeitsleistung eine Aufbesserung zu erwarten sei (UK 42). Die Wirtschaftstheorie fasst dies in das Prinzip, dass sich der Lohn nach dem Grenzpunkt der Arbeit richte. Ein Knecht, der sein Grenzprodukt zu überschätzen pflegte und deshalb zu hohe Lohnforderungen stellte, lief Gefahr, jeden Herbst einen neuen Platz suchen zu müssen. Die gleiche Überlegung wird auch von der modernen Theorie zur Erklärung der Arbeitslosigkeit mitherangezogen.

Als Joggeli das Haus verliess, um eine Frau zu suchen, sagte er seinen Dienstboten, er gehe ins Luzernbiet ein Ross zu kaufen, denn wegen der häufigen Feiertage und der kürzeren Arbeitszeit seien dort die Einkommen

geringer und deshalb die Pferde billiger (KE 9). Dass ein Ross in Escholzmatt wesentlich billiger sei als in Trubschachen, werden zwar Joggeli Leute kaum geglaubt haben, konnte es doch der Escholzmatter in zwei Stunden bequem nach Trubschachen traben lassen, aber Joggeli war immerhin klar, dass sich eine Verkürzung der Arbeitszeit auf die Dauer unweigerlich in kleineren Realeinkommen äussert, fromme Wünsche über «vollen Lohnausgleich» hin oder her.

Jakob liess sich von seinem Meister im Welschland erklären, dass verschiedene Menschen mit verschiedenen Anlagen auf die Welt kommen, und dass sie deswegen, gerade wenn sie nach ihrer Leistung bezahlt werden, ungleiche Einkommen erzielen (JW 601). Dies ist noch heute die grundlegende Erklärung für die Ungleichheit der Arbeitseinkommen, die in den letzten Jahren vor allem von Jan Tinbergen, einem holländischen Nobelpreisträger, weiter ausgearbeitet wurde.

Mehr noch als im Banne der Arbeit stehen die Bewohner von Liebiwyl und Dorngrüt im Banne des Kapitals. Uli, der Knecht, beginnt sein neues Leben mit der Einsicht, dass Vermögen durch Sparen geschaffen wird, also indem man nicht alles verbraucht, was man verdient. Er erkennt aber auch, dass Vermögen nicht nur aus klingendem Geld besteht, sondern auch aus Hemden und Schuhen, Vorräten und Fahrhabe (UK 81). Für Hansli, den Besenbinder, ist der erste Kreuzer am schwersten zu erübrigen, während es nachher leichter geht (KZ 115). Keynes hat dies vor etwa 50 Jahren in die Regel gefasst, dass der Anteil des Sparens am Einkommen mit steigendem Einkommen zunehme, während der Konsumanteil zurückgehe. Er fand aber auch, dass mit steigendem Wohlstand allmählich auch die Bedürfnisse steigen, nicht zuletzt weil man sich die Zukunft immer rosiger vorstellt, so dass das Sparen wieder schwerer fällt. Milton Friedman fasste dies in die Hypothese, dass bei höherem Einkommen nur vorübergehend ein höherer Anteil gespart werde, auf die Dauer jedoch nicht.

Allerdings hängt das Vermögen nicht nur von Konsum und Sparen ab. Als die Wirtschaft auf der Gnepfi konkursamtlich geschätzt wurde, war Eisi enttäuscht, dass sie kaum mehr den Kaufpreis wert war, da ihr in einer neuen Speisewirtschaft Konkurrenz erwachsen war und der Bau der geplanten Strasse sich verzögerte (GT 657). Zum Konsumverzicht kommen Kapitalgewinne oder -verluste hinzu, die in erster Linie von den Zukunftsaussichten abhängen. Während manche Buchhalter selbst heute noch glauben, dass Gewinne und Verluste eine Frage der vergangenen Einnahmen und Ausgaben seien, wusste Eisi, ebensogut wie die heutige Börse, dass sie in Wahrheit in erster Linie erwartungsbedingt sind.

Die Kupplung zwischen Zukunftserträgen und Vermögen ist der Zins. Für Gotthelf ist selbst der Mensch ein Vermögensstück, dessen Wert man

so berechnen kann. Wer alle Wochen 7 Franken mehr verdient, statt sie zu vertun, trage ein Kapital von 17 500 Franken in sich, wobei Gotthelf die wöchentliche Ersparnis offenbar als ewige Rente zu 4 % kapitalisiert (GT 517). Bei heiratsfähigen Töchtern, so mahnt er uns, solle man nicht nur ihr anwartschaftliches «Finanzkapital», sondern auch dieses «Human-kapital» veranschlagen. Zwar ist bei sterblichen Menschen eine solche Rente nicht ewig, aber den Zusammenhang zwischen Zins und Vermögen hat Gotthelf richtig erkannt.

Der junge Hans aus dem Hunghafen erfuhr zu seinem Leidwesen, wie auch der Landpreis deshalb vom Zins abhängt: Je knapper das Geld, um so mehr sinken die Landpreise, während billiges Geld zu Bodenteuerung führt (ZB 388). Hans wusste damit mehr als jene, die für hohe oder niedrige Landpreise die böse Spekulation verantwortlich machen. Dementsprechend ist auch die hohe Verschuldung der schweizerischen Landwirtschaft kein Zeichen ihrer Schwäche, sondern vielmehr ein Zeichen dafür, dass niedrige Zinssätze die Kreditaufnahme für manche Bauern offenbar profitabel machten.

Die unsichtbare Hand

Adam Smith, den man den Begründer der Nationalökonomie nennt, hat die Konkurrenz vor zwei Jahrhunderten mit einer unsichtbaren Hand verglichen, welche die Menschen, selbst wenn sie nur dem Selbstinteresse gehorchen, so lenke, dass sie dem allgemeinen Besten dienen. Dies erfuhr die Wirtin, die in Brienz Eier einkaufte, um sie mit einer Gewinnmarge von 133 Prozent nach Bern und Thun zu spedieren; dazu las sie erst noch die faulen Eier beim Einkauf heraus und legte sie beim Verkauf wieder dazu (JW 726 f.). Dieser Handel wurde ihr nämlich verdorben durch die Frau Pfarrer, denn diese begnügte sich mit einer Marge von 100 Prozent und las erst noch die faulen Eier nicht heraus. Als Ergebnis der pfarrfraulichen Geschäftstüchtigkeit kamen die Brienzler Bäuerinnen zu besseren Eierpreisen.

Man kann sich denken, dass die Wirtin die Konkurrenz nicht liebte. Ebenso war es im Emmental. Die Käsehändler versuchten sich zu verständigen, um den Käsepreis zu drücken (KV 523), während die Käsebauern sich verschworen, den Käsehändlern den Marsch zu machen (KV 553). Solche Verschwörungen exemplifizieren den Ausspruch von Adam Smith, dass Angehörige der gleichen Branche selten zusammenkommen, und sei es auch nur zur Geselligkeit, ohne eine Absprache zur Beschränkung des Handels zu treffen. Solche Absprachen nennen wir heute Kartelle. Weil die Schweizer der Konkurrenz auch heute nicht trauen und

sich deshalb ein unwirksames Kartellgesetz gegeben haben, ist ihre Volkswirtschaft ein Kartellparadies, in dem manche Kartelle geschäften können wie die Brienzer Wirtin.

In Steffens Wirtschaft auf der Gnepfi sah man das natürlich anders. Hier war man, ähnlich wie heute unsere Bierbrauer und Ärzte, der Meinung, die Konkurrenz mache die Güter nicht billiger, sondern teurer, denn der gleiche Absatz verteile sich auf eine grössere Zahl von Wirtschaften, die alle halb leer seien und deshalb höhere Margen haben müssten (GT 583). In Wahrheit war es gerade der Mangel an Konkurrenz, der jenem abgelegenen Emmentaler Bädli, in dem sich Resli und Anne Mareili verabredeten, die Hoffnung gab, aus hundert Gästen ebensoviel Profit zu ziehen, wie es sonst aus tausend gezogen hätte (GG 173). Wahrscheinlich hat jenes Bädli seither die gleiche Erfahrung gemacht wie neuerdings die Schweizerischen Bundesbahnen, dass der Weg zum Ruin mit Durchschnittskostenkalkulationen gepflastert ist.

Allmächtig ist die unsichtbare Hand allerdings nicht. Nachdem seine Partei beim Hornussen verloren hatte, musste auch Uli, der Knecht, seinen Teil an die Zeche beider Mannschaften bezahlen. Infolgedessen sprach er dem Wein erst recht zu, um immerhin auf seine Rechnung zu kommen (UK 60). Bei den Vehfreudigern griff das Wässern der Milch, nachdem der erste Verdacht aufgekommen war, immer mehr um sich, da keiner der Dumme sein wollte (KV 359, 443). Wo es solche «Schwarzfahrer» gibt, die anderen aufladen können, was sie selbst kosten, da versagt die Konkurrenz. In der Vehfreude erkannte man dieses Problem: In solchen Fällen ist ein «Reglement» nötig.

In der Tat dreht sich seit der Jahrhundertwende ein grosser Teil der Nationalökonomie nicht so sehr um die Leistungen der «unsichtbaren Hand», als vielmehr um ihre Fehlleistungen. Unsere Umweltprobleme sind zum grossen Teil Schwarzfahrerprobleme. Die Kernfrage stellt sich in solchen Fällen gleich wie in der Vehfreude: Wie müssen die «Reglemente», d. h. die Gesetze, gestaltet sein, damit die Fehlleistung korrigiert wird? So wie Uli nach dem Hornussen, verhält sich in gewissem Sinne auch der Versicherte einer Krankenkasse, da ja seine Kosten von allen Versicherten mitgetragen werden. So wie für die Gesamtheit der Erdöpfelkofer die Zeche, so steigen deshalb für die Gesamtheit der Versicherten die Krankheitskosten. Die Lösung liegt offenbar darin, dass jeder seine Zeche mindestens zum Teil selbst zahlen muss.

An einigen ausgewählten Episoden aus Gotthelfs Werken versuchte dieser Aufsatz zu zeigen, dass auch die moderne Wirtschaftswissenschaft, so unverständlich sie mitunter erscheinen mag, letzten Endes nach Antworten auf uralte menschliche Alltagsfragen sucht. Die Durchdringung der

Wirtschaft durch den wissenschaftlichen Geist hat in den 150 Jahren, seit Gotthelfs Bauern lebten, gewaltige Fortschritte gemacht. Wenn auch unsere Antworten also vielfach neu und jedenfalls immer in Bewegung sind, bleiben die Grundfragen aber gleich wie in der Zeit der Käserei in der Vehfreude. Sie sind gleich für die moderne Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft wie in Erdöpfelkofen. Gotthelfs «homo oeconomicus bernensis» ist der gleiche Mensch wie der, dessen Geldangelegenheiten die moderne Nationalökonomie mit dem Geist der Wissenschaft zu durchdringen sucht.

¹ Gotthelfs Werke werden nach der Ausgabe des Eugen Rentsch Verlags zitiert, und zwar mit den folgenden Abkürzungen:

BS Der Bauern-Spiegel

GG Geld und Geist

GT Der Geltstag

JW Jakobs des Handwerksgehlen

Wanderungen durch die Schweiz

KV Die Käserei in der Vehfreude

KE Kleinere Erzählungen,
Erster Band

KZ Kleinere Erzählungen,
Zweiter Band

UK Uli der Knecht

UP Uli der Pächter

ZB Zeitgeist und Berner Geist



Treuhand-Gesellschaft
Société Fiduciaire
Società Fiduciaria

Seit 50 Jahren Partner für
Steuern · Buchführung · EDV ·
Personalvorsorge · Branchen-
konforme Betriebsberatung

Zürich, Aarau, Altdorf, Grenchen,
Lausanne, Luzern, Olten, St. Gallen, Solothurn, Stans